Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 32 (1950)

Heft: 10

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 10. März 1950 | Erscheint jeden Freitag | 32. Jahrgang Nr. 10

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

50 Jahre Frauenstudium in Deutschland

Wenn wir uns nach nun 50 Jahren auf die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland zurückbesinnen, so können wir das nicht tun, ohne uns dabei der Schweiz dankbar zu erinnern. Einmal ist es jenes Land, dessen Universitäten sich auch den deutschen wissensdurstigen Frauen erschlossen, als es ihnen vor dem Jahre 1900 noch unmöglich war, sich an einer deutschen Universität zu immatrikulieren. Ja, im Gegensatz zu Deutschland, das sich als eines der letzten Länder mit der Notwendigkeit und Berechtigung des Frauenstudiums abfinden konnte, war die Schweiz sogar bahnbrechend auf dem europäischen Kontinent.

Schon 1867 «entschloss sich Zürich, Frauen zu regelrechtem Studium, sowie zum blossen Hören aufzunehmen, woraufhin weibliche Studierende nicht so sehr aus der Schweiz selbst als aus dem Ausland ihr in grosser Zahl zuströmten». (Im W. S. 1898/99 z. B. waren von den 555 weiblichen Immatrikulierten 473 Ausländerinnen.) Dort in Zürich war es auch, wo dann, durch weitblickende Männer unterstützt, im Jahre 1872 «ein Reglement beiden Geschlechtern dieselben Zulassungsbedingungen» zu den Universitäten sicherte. Nicht dann hierbei unerwähnt bleiben, dass man in Frankreich wohl 1868 folgte, dass man aber schon 1858 grundsätzlich das Frauenstudium bejahte durch die selten feierliche Immatrikulation der aus Trier gebürtigen, damals zwanzigjährigen Medizinstudentin Mathilde Theyssen (verstorben 1936 in Bern), die sich bis dahin vergeblich an deutsche und ausländische Universitäten gewandt hatte. Als «officier de santé et de pharmacie» konnte sie die Sorbonne verlassen.

Wiederum war es die Schweiz, aus der 1883 eine Anfrage an der Universität Heidelberg eintrifft wegen einer in Bern errichteten Stiftung «für begabte aber nicht bemittelte Fräulein des Studiums der Medizin, Chemie und Pharmazie». Heidelberg lehnte damals ab, da das Bedürfnis nicht der Zeit entspreche, da ferner eine ältere Bestimmung vom Jahre 1873 gegen die Zulassung von Damen zu Vorlesungen sei. Erläuternd muss hier bemerkt werden, dass gerade im Lande Baden seit den 70er-Jahren ein lebhafter jedoch ritterlicher Kampf eingesetzt hatte von Seiten geistig hochstehender und wissenschaftlich interessierter Frauen gegen Universitäten, Regierung und Parlament, wobei namhafteste Gelehrte, u. a. Bunsen und Bluntschli, die Partei der Frauen ergriffen. Um nur einen Passus aus dem reichhaltigen Schriftwechsel hier als Beispiel anzuführen, so lesen wir 1891 in einem Beschluss der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät der Universität Heidelberg an den Senat dieser Universität, dass sie an Grossherzogliches Ministerium eine Eingabe zu richten gedenke wegen der Zulassung von Bewerberinnen zu den Vorlesungen. Dieser Beschluss wird noch eingehend motiviert, und u. a. darin auch bestätigt, dass «Frauen in einer ganzen Anzahl Fällen gezeigt haben, dass sie recht gute, ja hervorragende Leistungen in den Fächern der Fakultät zu liefern vermögen und es daher schwerlich einem Zweifel unterliegen könne, dass begabte Frauen auch als höhere Lehrerinnen, Schriftstellerinnen oder in anderer Tätigkeit, welche Fakultätsstudien erfordern, für die Gesellschaft Erspriessliches zu leisten fähig sind.» Die Bedenken anderer Fakultäten könnten hier nicht massgebend sein.

Dieselbe Anfrage wegen des Schweizer Stipendiums, erfolgt unterm 13. Oktober 1884 auch an die Universität Freiburg i. B. und zwar durch den Schweizer Professor Holsten in Heidelberg, wegen des von der Universität Heidelberg abgelehnten Stipendiums. Er frägt den Senat, ob er «unter vorausgesetzter Genehmigung eines Hohen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts geneigt sei, die Verwaltung dieser Stiftung zu übernehmen, unter der Bedingung, dass die Universität Freiburg dem Frauenstudium überhaupt oder dem Frauenstudium in den drei oben genannten Fächern geöffnet werde ...» Er fährt fort: «Verschweigen darf hierbei der Unterzeichnete nicht, dass er diese Anfrage an den Grossen Senat der Universität Heidelberg schon gestellt hat, dass dieser den Antrag abgelehnt, dass das Hohe Ministerium diese Ablehnung bestätigt hat. Aber er darf hinzusetzen, dass das Hohe Ministerium eine entgegengesetzte Entscheidung des Grossen Senates der Universität Freiburg nicht unbestätigt lassen würde». Um seine Bitte noch eindringlicher zu gestalten, richtete er noch ein privates Schreiben an die Magnifizenz und gestattet sich dabei «den Wunsch auszusprechen, dass die Weisheit des Grossen Senates der Universität Freiburg einem Antrag zustimmen möge, der nur darauf gerichtet ist, ebensosehr ein natürliches Menschenrecht zur Anerkennung zu bringen, als ein dringendes Bedürfnis der Gegenwart zu befriedigen.» Die Beratung ist am 5. Dezember. Nachdem aber «leider» noch in Heidelberg angefragt wurde, welche Gründe dort zur Ablehnung führten, lautet der Beschluss, dass die Universität dem Frauenstudium nicht geöffnet werde.

Die Bedeutung des Schrittes von Seiten der Schweiz kann man erst so recht ermessen, wenn man aktenmässig die Schwierigkeiten verfolgt, die durch Vorurteil, Verständnislosigkeit, falsche Einschätzung weiblicher Eigenart (trotz schon jahrtausende langem Studierens wissenschaftlichen Arbeitens und Forschens) der Verwirklichung eines angeborenen Rechtes entgegengesetzt wurden. Das soll aber nicht bedeuten, dass in Deutschland Vorkämpfer aus den Reihen beider Geschlechter mutig ihre Stimmen nicht schon in der Vergangenheit erhoben hätten, um ein den Frauen viel zu lange vorenthaltenes Recht geltend zu machen.

Aber trotzdem war es selbst jener verdienstvollen und erfolgreichen Vorkämpferin der Frauenbildung und der Frauenstudiumsbewegung, Helene Lange, nicht gelungen, 1896 die ersten sechs Abiturientinnen ihrer Gymnasialkurse in Berlin zur Universität zu bringen. Erst als 1899 die ersten Abiturientinnen das städtische Mädchengymnasium in Karlsruhe verliessen, schwinden wenigstens im Lande Baden bei Regierung und Universitäten die letzten Bedenken, und der Erlass des Grossherzoglichen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts vom 28. Februar 1900 öffnet den Frauen die beiden Landesuniversitäten Heidelberg und Freiburg. Nach acht weiteren Jahren ist endlich ganz Deutschland diesem Beispiel gefolgt.

Im S. S. 1900 tragen sich in Heidelberg vier, in Freiburg fünf Studentinnen ein. Mit Ausnahme von einer Altphilologin wählen sie das medizinische Studium.

Ziehen wir einen Vergleich zu heute, so ist natürlich der zahlenmässige Anteil weiblicher Studierender ungeheuer gewachsen. Den beruflichen Aussichten bieten sich auch keine rechtlichen Schranken mehr; die nicht geringen Schwierigkeiten erwachsen nun lediglich aus der Praxis des Lebens, das in der Gegenwart für die medizinischen und die Lehr-Berufe eine starke Ueberfüllung aufweist. Damit, wie aber auch durch die noch andauernden Nachwirkungen einer schwer zu korrigierenden Fehlerziehung aus den unseligen Jahren des Dritten Reiches, hat sich die Problematik des Studiums bedauerlicherweise viel zu sehr vom wissenschaftlichen Gebiet auf das der Praxis verschoben, d. h. der Existenzkampf erstickt vielfach die einstige Wissensfreudigkeit, und der Forschergeist in seinem ehrlichen Suchen und Streben nach Erkenntnis und Wahrheit ist so ziemlich an die Peripherie des Studiums gerückt. Der Sinn für unvergängliche geistige Werte, das Verantwortungsbewusstsein für den gewählten und auszuübenden Beruf, die ritterliche Haltung gegenüber dem Nebenmenschen — einst Kennzeichen akademischer Würde — sie müssen heute durch Umerziehung erst wieder anerzogen werden, ehe weitere Probleme diskussionsreif sind.

Dr. Maria Schwarz, Freiburg i. Br.

Ein neues Deutschland? — ja, aber mit den Frauen!

In einem dieser Tage in der NZZ veröffentlichten Artikel «Deutsche Klippen» schildert Professor Röpke die Verhältnisse im heutigen Deutschland. Er erwähnt unter anderm den immer noch bestehenden Bismarckkult gewisser Kreise, die Unbelehrbarkeit der Alldeutschen um Hugenberg und fährt dann, im Bestreben, Licht und Schatten gerecht zu verteilen, fort:

«Man muss auch das Erfreuliche gerecht anerkennen, wo immer es sich findet, so wie es jetzt auch der amerikanische Hochkommissar Mc Cloy in seiner Stuttgarter Rede getan hat: die verhältnismässige Ruhe und Entspanntheit der rein menschlichen Atmosphäre, seitdem der Kampf um die nackte Existenz einem normalen Fluss des Lebens Platz gemacht hat, den durchaus hoffnungsvollen Geist, den man heute unter den Studenten, zum mindesten denjenigen der Kriegsgeneration, finden kann, die ausgezeichneten Männer, die sich heute unter den deutschen Staatsleitern befinden, den gegen Phrasen misstrauischen Wirklichkeitssinn, zu dem ein beachtlicher Teil des deutschen Volkes durch ein Uebermass an Lüge und Phrase erzogen worden ist, einen echten Drang aus der Enge rein nationaler Beschränktheit, und schliesslich, bei aller romantischen Konfusion, der vor allem wieder einmal viele deutsche Intellektuelle zum Opfer fallen, ein heute in der Welt selten gewordenes Mass wirtschaftspolitischer Vernunft, mit dem die Deutschen gewiss in ihrer Mehrheit ihre eigene Erfindung einer Zwangswirtschaft abschwören, die in der ganzen Welt Schule gemacht hat.»

Die hier zitierte Stelle frappierte die Schreibende nicht so sehr wegen ihrer für einen einzigen Satz immerhin aussergewöhnlichen Länge, sondern weil sie — ebenso wenig wie der übrige Teil des Artikels — mit keinem Wort die Mitarbeit der Frauen im heutigen Deutschland berührt. Und doch sind wir der Ansicht, dass gerade die demokratisch gesinnten deutschen Frauen an der «verhältnismässigen Ruhe und Entspanntheit der rein menschlichen Atmosphäre» keinen geringen Anteil haben, ebenso wie die zahlenmässig weit überlegene weibliche Bevölkerung auch den Löwenanteil des «Kampfes um die nackte Existenz» auf sich zu nehmen hatte. Unter den deutschen Demokraten, die heute mit dem Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit am Neuaufbau des Staates arbeiten, befinden sich nicht nur ausgezeichnete Männer, sondern auch eine Reihe ebenso ausgezeichneter Frauen. Die Namen dieser Frauen zu nennen, erübrigt sich, die meisten sind nicht nur in Deutschland bekannt, sondern auch Frauen und Männern des Auslandes ein Begriff. Möglicherweise aber wäre die geistige und politische Situation in Deutschland heute eine günstigere, wenn die Frauen wenigstens annähernd in einem ihrem zahlenmässigen Anteil an der Bevölkerung Deutschlands entsprechenden Masse zur Mitarbeit herangezogen würden. Vielleicht würde die Absage an die Anbeter bismarckscher Grossraumideen, Ideen, die das deutsche Familienleben in eine Bunker- und Ruinenexistenz verwandelten, dann eindeutiger ausfallen, und vielleicht würde dann auch der Hugenberg-Clique, die durch ihre Bereitwilligkeit, aus Eigennutz selbst mit dem Teufel zu paktieren, Deutschland in Hitlers Arme und die ostdeutsche Bevölkerung damit schliesslich in den Tod oder die bayerischen Flüchtlingslager getrieben hat, rasch und endgültig der Boden unter den Füssen entzogen.

Das positivste Wort, das seit 1945 im neuen Deutschland gesprochen wurde, kam von einer Frau. Eine westdeutsche Ministerin sagte es: «Wenn überall dort, wo regiert wird, die Zehn Gebote hingen und danach gehandelt würde, stände es besser um uns alle.» Die Not der Zeit, das hat diese Frau klar erkannt, ist im Grunde eine geistige Not. Und sie hat auch den Mut gehabt auszusprechen, was uns aus dieser ausweglos scheinenden Not allein herauszuführen vermag.

Ein neues Deutschland ohne die Mitarbeit der Frau ist undenkbar, eine solche Mitarbeit aber hätte zur Voraussetzung, dass man die Leistungen der Frauen nicht nur vorbehaltlos anerkennt, sondern sie als etwas Unentbehrliches, als Teil des Fundamentes betrachtet, auf dem das neue Staatsgebilde ruhen und sich weiterentwickeln soll.

Cläre Neumann.

Ein gelungener Fasnachtswitz

Unter dem sensationellen Titel «Eine Frau gegen Frauen» bringt die «National-Zeitung» in Nr. 78 vom 16. Februar im Feuilleton eine Londoner Chronik von Aurelias, die als geschickt verkappter Witz gerade recht zur Basler Fasnacht erschien. Das erste Kapitel berichtet vom deutschen Hanswurst, vom italienischen Arlechino, vom französischen Pierrot und vom englischen Clown als Spassmacher der europäischen Volkskomödie und vom Plan, einen internationalen Clown-Klub zu gründen, da es eine bekannte Erscheinung sei, dass gerade der Spassmacher seinen Beruf besonders ernst nehme. In der Schweiz gelingt solch ernste Clownerie am besten im Gewande «eine Frau gegen Frauen»; denn hier darf man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit damit rechnen, dass viele Leser, Männer und Frauen, auf den geschickten Trick hereinfallen werden. «Da heimers wider, so sy die Wybervölcher!» Nämlich wie? So unkollegial, so unsolidarisch, so — besonders politisch — minderwertig.

August Forel

Von Alice Gut

Wenn sich auch wieder in ihm, wie schon früher manchmal, die Lust geregt hatte, als Schiffsarzt in die Tropen zu reisen und ihn nur die Rücksicht auf seine Mutter von diesem Schritt bis jetzt abgehalten hatte, so gab er diesen Plan nun endgültig auf, denn nach kurzer Zeit wurde er zum Direktor der Irrenanstalt Burghölzli — sie wies damals dreihundert Insassen auf — ernannt, mit freier Wohnung und einem Gehalt von achttausend Franken.

Die Heilanstalt liegt wunderschön in der Höhe über dem Zürichsee, am Fusse eines mit einer parkartigen Waldanlage bewachsenen Hügels. Da gab es Arbeit genug für seine Unternehmungslust, aber auch allerlei Misstände herrschten dort. Der neue Verwalter, Herr Markwalder, litt an Epilepsie und war wohl infolgedessen von einem krankhaften Misstrauen behaftet. Mit scheinbar grosser Bescheidenheit im Auftreten verband er eine tief versteckte Eitelkeit und war äusserst hinterlistig.

August Forel war von Anfang an ein grundsätzlicher Feind der sogenannten Stabsvisiten, wo sämtliche Aerzte zu bestimmten Stunden durch die Anstalt wandern. Sie werden vom Personal erwartet, und alles wird daher in schönster Ordnung vorgefunden, während Nachlässigkeit, Betrügereien und grobe Behandlung der Kranken für die Zwischenzeit reserviert werden. So versuchte er gleich von Anfang an, verschiedene herrschende Missstände in der Anstalt zu beseitigen und mit seinen Aerzten energisch an deren Reorganisation zu artteilungen besucht, sodass das Personal niemals wissen konnte, wann sie kamen. Nur einmal in der Woche, am Montag, gingen sie zusammen durch die Anstalt, um an Ort und Stelle über dies und jenes beraten zu können.

Ausserdem war damals die Professur an der Hochschule mit der Direktion der Anstalt Burghölzli verbunden, also ein vollgerüttelt Mass an Arbeit.

In dieser Zeit begann er, Tiere am Gehirn zu operieren, und gehärtete Gehirne zu schneiden. In kurzen gestohlenen Momenten beschrieb er wohl auch die exotischen Ameisen, die er auf jener unglücklichen Reise nach den Antillen gesammelt hatte, hielt auch zwischenhinein an einer Versammlung der Naturforscher in Salzburg einen Vortrag über die Resultate bei Forschungen an den Gehirnnerven. (Er ist es ja auch, der den Ursprung der Hörnerven im Gehirn entdeckt hat.)

Viel zu schaffen machten ihm die zahlreichen Trinker in der Anstalt, sowie die Trinkgewohnheiten beim Wartepersonal. Auch bekümmerte ihn tief die damalige Trostlosigkeit der Behandlung bei Geisteskranken. Gepflegt wurden sie, das allerdings, aber nichts wurde getan, um der Entstehung von Geistesstörungen vorzubeugen. Musste man tatenlos zusehen, wie der Alkoholismus die Zahl der Geisteskranken fortwährend vergrösserte? Und sich einfach mit der Pflege menschlicher Trümmer begnügen? Eine Antwort auf diese Fragen sollte ihm bald werden.

Eines Tages fand er in Zürich etwas, das er schon lange gesucht hatte: einen Schuhmacher nämlich, der Schuhe nach Mass fabrizierte. Nach Waadtländer Art bot Forel ihm ein Glas Wein an, doch der Schuhmacher wehrte mit einem Lächeln ren suchte. Es erwies sich, dass der Schuster sogar Vorsteher einer kleinen Sektion des Blauen Kreuzes war.

«Wären Sie vielleicht bereit, meine Säufer in Ihren Verein aufzunehmen, ich werde Ihnen nur die Besseren schicken», fragte ihn Forel.

«Schicken Sie nur alle, wir wollens überall versuchen», antwortete ihm der Schuhmacher.

Die Trinker des Burghölzli wurden nun mit Wärterbegleitung jeweils in die Sitzungen des Blauen Kreuzes begleitet. Herr Jakob Bosshardt, der Schuhmacher, entwickelte einen unglaublichen und uneigennützigen Pflichteifer bei der Rettung der Burghölzli-Alkoholiker, und viele wurden dauernd geheilt.

Herr Bosshardt war ein streng religiöser Methodist, und das System des Blauen Kreuzes verband die Trinkerrettung innig mit der christlichen Bekehrung, und hierin lag das Geheimnis seines Erfolges.

Im August des Jahres 1883 vermählte sich August Forel mit Emma Steinheil, der Tochter seines verstorbenen Freundes, nachdem sie das achtzehnte Altersjahr vollendet hatte. Da seine Braut sehr musikalisch war, schenkte er ihr einen Flügel als Brautgabe.

Mit grossem Eifer nahm sich seine junge Frau der Gesangsübungen in der Anstalt an und wurde bald eine vorzügliche Chordirigentin. Sie besuchte die Patienten und musizierte mit ihnen, sie organisierte Weihnachtsaufführungen, denn an Weihnachten mussten über dreihundert Patienten beschenkt werden.

Am 15. November 1884 gebar seine Frau ihm einen Sohn, Eduard, etwa ein Jahr später folgte das Töchterlein Inez, und für August Forel war es

Ungefähr zu jener Zeit gelang es ihm, eine nervenkranke Frau zu heilen, und darüber zeigte sich der Ehemann so entzückt — er war früher in Indien gewesen — dass er an einen Museumsdirektor in Indien schrieb, um Forel Ameisen aus Indien zu verschaffen. Dies war der Anfang seines Studiums über die Ameisen Indiens, das später auf den australischen Kontinent und Natal ausgedehnt wurde.

Inzwischen hatte Forel die grossen Vorzüge der Abstinenz an sich selber kennen gelernt, Magenkrämpfe und Migräne waren verschwunden, die Arbeitskraft gewaltig gehoben, Herr Bosshardt hatte also recht gehabt, wenn er damals auf seine Bedenken hin versichert hatte, dass seine Gesundheit unter der Abstinenz bestimmt nicht leiden würde. Und bald unterzeichneten sowohl er als auch seine junge Frau die Abstinenz mit Freuden fürs ganze Leben, und sie traten ins Blaue Kreuz ein. Allmählich fing man auch in der Stadt Zürich an, die Abstinenten für nicht mehr ganz so verrückt zu halten, obschon noch um jene Zeit ein Redaktor ihn, Forel, für den verrücktesten aller Geisteskranken in der Irrenanstalt Burghölzli erklärte.

Forel war der erste, der Heilungen von Gemüts- und Geisteskranken versuchte und auch herbeiführte durch körperliche Arbeit, die sogenannte Arbeitstherapie. Das Laboratorium, die Stätte seiner wissenschaftlichen Arbeit, musste er schliesslich ganz den andern überlassen, es ging einfach nicht mehr, denn mit den Jahren war seine Arbeitslast geradezu furchtbar geworden.

Nur seine Ferien benutzte er zu Forschungszwecken. Einmal reiste er nach Tunis und entdeckte dort am ersten Tage schon eine Grillenart,

Beweis: Hält da eine Mrs. Normanton, einzige Rechtsanwältin mit dem hohen Ehrentitel eines Kings Counsel, eines königlichen Justizrates, im «Verein der Frauenrechtlerinnen» in London am 32. Jahrestag der Gewährung des aktiven und passiven Wahlrechtes an die britischen Frauen eine Rede, um den Frauen zu sagen, dass sie mit dem Siege, den die mutig kämpfenden Sufragetten einst errungen, niemals was Rechtes anzufangen gewusst hätten. Der Oeffentlichkeit seien kaum zehn von den 120 weiblichen Abgeordneten bekannt. Sie seien eine grosse Enttäuschung ... Sie wären nicht imstande, sich auf Kardinalfragen der heutigen Weltpolitik zu konzentrieren, und es scheine ihnen wichtiger zu sein, für die Frauen Lohn- und Gehaltsangleichung durchzusetzen, als mitzuhelfen, den Weltfrieden zu erhalten. Man denke! — und man versuche, auf die Frage zu antworten: was fangen die bei den Abstimmungen fehlenden Stimmbürger mit ihrem Stimmrecht an? Was «Rechtes»? Man frage den Mann, die Frau auf der Strasse, ob ihnen z. B. die Namen von 20 Nationalräten — von ca. 200 — oder auch nur der sieben Bundesräte! bekannt seien. Man forsche nach, wie gross unter Behörden und Wählern die Bemühungen um den Weltfrieden seien und warum man z. B. im Bundeshaus über den Mangel an Interesse und Verständnis für die aussenpolitischen Probleme zu klagen hat, wie auch über die allgemeine Unlust, für kulturelle Aufgaben Kredite zu bewilligen.

Ganz drastisch lustig wird die Sache, wenn man lische Parlament einzog, feststellen lässt, dass «die lische Parlament einzog, Feststellen lässt, dass «die Frau als Abgeordnete aufhört, sich als Frau zu **fühlen, dass sie sich nur mehr als Parteimitglied** betätige, dass sie die Ereignisse nicht mehr mit fraulichen Augen sehe, mit fraulichen Herzen beurteile, sondern nur noch vom Parteistandpunkt aus ihre Stellungnahme fixiere.» Abgesehen davon, dass solche Kopfklärungen dem Mut dieser Frauen zu Selbstkritik und zu ernster Sachlichkeit ein gutes Zeugnis ausstellen, ist es doch lustig, die Sache einmal von «der andern Seite», von den Männern her anzusehen, wo es ja auch solch mutige Selbstkritiker und so notwendig zu kritisierende Abgeordnete gibt. Es würde dann folgendermassen tönen: «Der Mann als Abgeordneter hört auf, sich als Mann zu fühlen; er sieht die Ereignisse nicht mehr mit männlichen Augen, beurteilt (?) sie nicht mehr mit männlichen Herzen, sondern er fixiert seine Stellungnahme nur noch vom Parteistandpunkt aus.» Das ist eine Feststellung, der man die objektive Richtigkeit für manche Abgeordnete nicht absprechen kann; nur ist die Verallgemeinerung wie auch die geschlechtliche Vereinseitigung falsch, sowohl bei Frauen wie bei Männern; es ist eine leider nicht seltene Deformation professionelle, gegen die man sich gemeinsam zu wehren hat. Man erkennt an diesen Beispielen, dass gerade der Spassmacher seinen Beruf besonders ernst nimmt, und dass er durch eine Farce eine Wunde, einen Uebelstand blosslegt, und lachend zum Stutzigwerden und zur Erkenntnis und damit zur Heilung und Korrektur anzuregen vermag. Richtig ist weder «eine Frau gegen Frauen», noch «ein Mann gegen Männer», sondern «Menschen gegen Krankheit und Uebelstände, für möglichst viel Gesundheit und Gerechtigkeit in loyaler Zusammenarbeit.» I. S.

Mädchen im Welschland

Es gibt selbstverständlich immer noch Mädchen, die im Welschland durch nichtfamiliäre Behandlung, schlechte Unterkunft oder zu grosse Arbeit ausgebeutet werden. Allerdings sind es verhältnismässig wenige, und sie sind nicht oder nur in sehr seltenen Fällen durch Placierungsorgane vermittelt worden, sondern haben ihre Stelle durch ein Zeitungsinserat oder eine Bekannte, die selber im Welschland diente, gefunden. Darin besteht gerade die grosse Not, dass viel zuviel Mädchen oder deren Eltern die Stellen auf eigene Faust suchen, statt sich beraten und helfen zu lassen. Dann kommt es vor, dass sie auf das zügigste Inserat, grossen Lohn oder ein gut geöltes Mundwerk hereinfallen. Auch dann, wenn solche Eltern ihr Kind an die Welschlandstelle begleiten, merken sie nicht immer, ob die Stelle gut oder schlecht ist. Viele Eltern sprechen die fremde Sprache nur sehr mangelhaft oder überhaupt nicht, können sich mit der Meistersfrau ihres Kindes schlecht verständigen und nicht das reden, was sie eigentlich reden möchten. Sie wollen auch nicht, nachdem sie den Platz gefunden und ihr Kind ins Welschland begleitet haben, wieder unverrichteter Sache zurückkehren. Und so kommt es oft zu Fehlplacierungen. Es ist ja merkwürdig und vielleicht gerade dem Weg der Zeitungsannonce zu verdanken, das die unfähigsten Familien am ehesten Hilfen finden.

Die Placierungsstellen wie Landeskirchliche Stellenvermittlung, Berufsberatung, Christlicher Verein junger Männer und Töchter, verdienen deshalb mehr Vertrauen, als sie im grossen ganzen geniessen. Sie vermitteln ja nicht nur die Stellen, sondern gehen im allgemeinen jedes Jahr auf Besuchsreisen im Welschland, reden dort mit Mädchen und Meistersleuten, nehmen allfällige Klagen entgegen, sehen sich Zimmer und Wohnungsverhältnisse an und sind bereit, umzuplacieren, wo dies notwendig erscheint. Ich denke nicht, dass sie Mädchen in ungesunden Soussolräumen belassen, so dies vorkommen sollte; sie werden sie schnell herausnehmen und umplacieren.

Vom Hunger und vom Restenessen

Nur ein einziges Mal im Laufe der zehn Jahre habe ich von einem Mädchen gehört, das nicht genug zu essen hatte. Hingegen geht die Klage vieler Meistersleute immer wieder dahin, dass die Mädchen verwöhnt seien, dass sie viele Speisen nicht essen wollten, dass sie am Tisch keinen Appetit hätten, sich dafür nachher in der Küche gründlich bedienten. Kein Mädchen hat mir geklagt, dass es in der Küche Resten essen muss. Auch die Mädchen, die vielleicht mit einem andern Angestellten zusammen in der Küche essen, bekommen ihr Essen zu gleicher Zeit wie die andern und sagen, dass sie genug bekommen, dass man sie immer wieder bittet, sich doch ja zu bedienen.

Vom Lohn

Noch vor zwanzig Jahren oder auch vor zehn Jahren gab es anscheinend ziemlich viele Welschlandfamilien, die Mädchen au pair haben wollten, das heisst, sie zahlten keinen Lohn, verpflichteten sich aber, dem Mädchen viel Zeit zu widmen und es in seinem Sprachstudium und in der Erlernung des Haushaltes gründlich zu fördern. Diese Sitte hat sich überlebt. Die Normallöhne, die neben Kost und Logis bezahlt werden, schwanken für 15- bis 17jährige zwischen 30 und 60 Franken. Ich kenne kein Mädchen, das weniger als dreissig Franken verdient. Auch diese Löhne sind ja, an deutschschweizerischen Verhältnissen gemessen, bescheiden. Es sind aber gerade die Eltern unserer Welschlandgänger, die immer wieder betonen, dass sie kein Gewicht auf hohen Lohn, sondern auf familiäre Behandlung und auf Erlernung der fremden Sprache legten. Diese Eltern scheinen zu wissen, dass ihre Mädchen, aus der Schule kommend, zu einem grossen Teil noch nicht recht arbeiten können, dass sie nicht die Energie haben, einen ganzen Tag in der Arbeit zu stehen und ihr Werk sauber, gründlich, rasch zu verrichten. Sie sind froh, wenn ihnen eine fremde Frau hilft, ihr Mädchen anzuleiten und zu erziehen.

Familiäre Behandlung

Nicht das ist im allgemeinen unsere grosse Not, dass die Mädchen am Leben der Welschlandfamilie nicht teilnehmen dürfen, sondern das, dass sie in überaus vielen Fällen nicht daran teilnehmen wollen, dass sie jede freie Minute benutzen, um auf die Strasse zu rennen, eine Kameradin zu treffen, und dass es vielen nur dann wohl ist, wenn sie Abend für Abend zusammen mit andern Mädchen und Burschen in den Strassen flanieren können oder in irgendeinem Lokal zusammensitzen. Man darf vielen unserer welschen Meistersleute das Zeugnis geben, dass sie ernsthaft probieren, ihre kleinen Angestellten von der Strasse, von der Versuchung und vom Verderben fern zu halten. Alle tun es nicht, und allen, die es versuchen, gelingt es ebenfalls nicht.

Was sollen wir tun?

Viele junge Mädchen im Welschland sind gefährdet und kommen auf Abwege. Wir haben das **zu sehen und dürfen es nicht verharmlosen. Die** Hilfe sehe ich in einer viel stärkeren Zusammenarbeit zwischen Eltern, Placierungsstellen, Pfarrämtern im Welschland und Meistersleuten. So können Fehlplacierungen mehr vermieden oder rückgängig gemacht werden. Eltern tun ihren Mädchen einen grossen Dienst, wenn sie sie zur Arbeit anleiten und selber in die wichtigsten Hausarbeiten einführen. Dann werden die Mädchen im Welschland weniger versagen, weniger unter Heimweh leiden, weniger dem «Glust» nach der Strasse folgen. Eltern sollten ihren Mädchen, aber auch den Meistersleuten, regelmässig schreiben und auch Antwort verlangen. Wo Meistersleute merken, dass die Eltern geistig hinter ihrem Kinde stehen, werden sie es in seiner Freizeit nicht sich selber überlassen, oder den Eltern berichten, wenn sie nicht die Macht haben, es von der Strasse zurückzuhalten. Eltern dürfen auch die landeskirchlichen Stellenvermittlungen, die deutschsprachigen Pfarrämter im Welschland und die Fürsorgestellen in Genf, Lausanne und Neuenburg stärker beanspruchen und sie bitten, über ihre Kinder zu wachen und zum Rechten zu sehen. Gefährdete Kinder sollten nicht in die grossen Städte placiert werden, und nur an solche Stellen, die die Stellenvermittler ganz gründlich kennen und wo sie eindeutig Gewähr geben können, dass die Meistersleute die Kinder treu überwachen können und wollen und ihnen die Liebe geben, die gefährdete Kinder vor allem brauchen.

Es kann in der Betreuung unserer Welschlandmädchen weder um Politik noch um Schlagwörter gehen, sondern nur darum, dass alle ihre Verantwortlichkeit den jungen Mädchen gegenüber ganz einsehen und aus rechter Liebe heraus für sie sorgen.

Und da müssen alle auch ihr Versagen einsehen und weiterschaffen, zäh und treu, die Eltern, die Stellenvermittler, die Pfarrämter, Fürsorgestellen und die Meisterleute im Welschland. K. M.

Aus «Volksrecht»

Das Problem des Eierpreises

Der «Schweizer Bauer», der findet, nun sei es «mehr als genug», scheint das Eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement respektive die Handelspolitik für die jüngste Preissenkung der Eier verantwortlich machen zu wollen, die immerhin auch heute noch doppelt so teuer sind wie vor dem Krieg (die Inlandeier galten im Durchschnitt 16 Rappen das Stück). Nun wurden laut Handelsstatistik im Dezember 1949 14 449 Zentner für 5,3 Millionen Franken importiert gegenüber 16 365 Zentner für 6,43 Millionen Franken im gleichen Monat des Vorjahres. Im Januar 1950 waren es 8282 Zentner für 2,5 Millionen Franken gegenüber 6605 Zentner für 2,57 Millionen Franken. Die Eiereinfuhr 1949 liegt also um mehr als 2600 Zentner unter derjenigen vom Vorjahr, woraus sich ergeben dürfte, dass die um einen Monat vorgeschobene vermehrte inländische Produktion zu einem Angebot führte, das im Interesse des Absatzes eine Lockerung der Preise bedingte.

Man wird sich bei dieser Gelegenheit daran erinnern, dass im vergangenen Frühjahr die Preise für Inlandeier bei den Sammelstellen infolge der grossen Produktion bis auf 20 Rappen sanken, nachdem während sieben Jahren die Eierpreise das ganze Jahr hindurch stabil gehalten worden waren, sodass der Konsument im Frühling und Sommer unverändert 35, zeitweilig 34 Rappen für das Stück bezahlte wie im Herbst und Winter. Diese Stabilisierung war in Mangelzeiten gerechtfertigt, wurde aber als ungesunder Zwang empfunden, als im Jahre 1946 die Rationierung aufgehoben werden konnte. Allmählich sahen die Behörden ein, dass nicht für alle Zeiten die unnatürliche Preisstabilität dekretiert werden konnte, sondern dass die Preise den jahreszeitlichen Produktionsschwankungen angepasst werden mussten. Der natürliche Kreislauf führte schon im vergangenen April zu einem witterungsbedingten starken Rückgang der Eierproduktion, worauf die eidgenössische Preiskontrollstelle im Einvernehmen mit den Vertretern der Produktion, des Handels und der Konsumenten den Höchstpreis sofort um 2 Rappen erhöhte. Nacheinander wurden Aufschläge bewilligt, bis anfangs September die oberste Grenze der Preise mit 35 Rappen für Landeier und 37 Rappen für Trinkeier erreicht war. Die neuerdings vom «Schweizer Bauer» beanstandete Preissenkung entspricht der vor einem Jahr dem «Rhythmus des Eierjahres» angepassten freieren Preisordnung, die sich nicht nur für die Konsumenten, sondern auch für die Produzenten günstig ausgewirkt hat.

Politisches und anderes

Das Saar-Abkommen,

ein Vertrag zwischen Frankreich und dem Saargebiet, ist unterzeichnet worden. Das Saarland bleibt bis zum Abschluss eines Friedensvertrages mit Deutschland ein «sich selbst verwaltendes Gebiet», doch haben alle wirtschaftlichen Abkommen mit andern Staaten durch die französische Regierung zu erfolgen; die Kohlenbergwerke des Saarlandes sind z. Zt. an Frankreich verpachtet, aber es bleibt einem künftigen Friedensvertrag vorbehalten, endgültiges darüber zu bestimmen.

Neue Erschwerung des Flüchtlingsproblems in Deutschland

Die Uebervölkerung Westdeutschlands, die Ansammlung von Ostflüchtlingen daselbst, ist bekannt. Zur Zeit, der Sammlung der schweizerischen Europahilfe wegen, wird besonders viel über die schweren Verhältnisse berichtet. Umso mehr ist man bestürzt, zu vernehmen, dass die polnische Regierung beschlossen haben soll, alle Deutschen aus den von Polen besetzten ehemaligen deutschen Ostgebieten «auszuschaffen». (Es sind die von Hitler-Deutschland eingeführten Methoden, die nun weiter Schule machen!) 250 000 bis 300 000 solche Vertriebene sollen in Massentransporten nach Westdeutschland gebracht werden. Allein innert sieben Monaten bis Ende Januar 1950 sind aber schon wieder 400 000 Deutsche aus dem Ostgebiet im Westen eingetroffen; so hat die alliierte Hochkommission nun die Bonner Regierung angewiesen, diesen Massenzustrom zu verhindern, ihn nicht einzulassen, damit Flüchtlingselend und Arbeitslosigkeit sich nicht ins Masslose steigern. 25 000 Ostvertriebenen soll die Einreise gewährt werden, sofern in Westdeutschland Verwandte für deren Unterhalt aufkommen.

Der Schweizerfranken soll fest bleiben

An der Generalversammlung der Schweizerischen Nationalbank hat deren Direktionspräsident Prof. Paul Keller u. a. betont, dass sich die Stabilhaltung des Schweizerfrankens nach der Abwertung des Sterlings und so mancher andern Währung durchaus bewährt habe. Er belegte seine Ansicht durch Beispiele aus Import und Export.

Der freiwillige Landdienst

d. h. die Vermittlung freiwilliger junger Arbeitskräfte an die Landwirtschaft während der Zeit der strengsten Arbeit, soll auch dies Jahr wieder durchgeführt werden. Ob weitere Gelder dafür durch die Bundesversammlung bewilligt werden, wird sich in der kommenden Session zeigen.

Um die Vorratshaltung

Der Bundesrat hat eine Verordnung genehmigt, derzufolge Pflichtlager einer Firma, die in Konkurs oder zum Abschluss eines Nachlassvertrages kommt, vom Bund beansprucht und übernommen werden können. Diese Sicherungsmassnahme für Spezialfälle bildet einen Teil der Vorkehrungen für kriegswirtschaftliche Lagerhaltung, die auch in heutiger Zeit nicht vernachlässigt werden darf.

Eine Cäsar von Arx-Stiftung

wird in Solothurn, dem Heimatkanton des verstorbenen Dichters geplant. Das Heim des Dichters soll ein kleines Museum werden und zugleich Arbeitsstätte für junge, begabte Schriftsteller, die dort jeweils ein Jahr lang ohne Sorgen sollen schaffen dürfen (was dem verstorbenen Dichter so wenig gegönnt war).

Zum hundertsten Geburtstage

von Thomas G. Masaryk, dem Gründer und ersten Präsidenten des tschechoslowakischen Staates, wurde in Zürich eine Gedenkfeier durch die tschechoslowakische Kolonie veranstaltet. Dem grossen Menschen und Politiker wäre zu normalen Zeiten sicher in seiner Heimat eine bedeutsame Gedenkfeier zuteil geworden.

Anders als bei uns

In den Vereinigten Staaten liegen Belehrung und Erziehung der Schulkinder der unteren und mittleren Schulstufen weitgehend in weiblicher Hand. Von den total 921 600 Lehrkräften sind 81 Prozent Frauen.

Elly Bernet-Studer †

Die Kunstmalerin Elly Bernet-Studer ist im Alter von 75 Jahren gestorben. Ursprünglich St. Gallerin, hat sie die letzten dreissig Jahre in Zürich verlebt und lässt einen grossen Freundeskreis zurück. Bilder aus ihrer Hand sind in vielen Ausstellungen geschätzt worden. E. B.

öffnen. Ein anderes Mal gings nach Bulgarien und er suchte in Sofia eifrig ein Hotel «ohne Wanzen», da aber dort das Zimmer zehn Franken kostete, zog er ein Hotel «mit Wanzen» vor. In den Bulgaren erkannte er ein Volk von grossem Fleiss und geistiger Regsamkeit.

Wieder zurückgekehrt, steigerte sich seine Arbeitshetze von Monat zu Monat. Er bearbeitete den Entwurf für ein schweizerisches Irrengesetz. Eine Zeitschrift für Hypnotismus, die man seinerzeit gegründet hatte, gedieh weiter. Forel schrieb in jenen Jahren darin über seine Erfahrungen betreffend die Stuhlverstopfung, die man irrtümlicherweise als lokale Darmstörung betrachtet, indem sie so häufig nur auf einer vom Gehirn ausgehenden Störung beruht.

Aus Burma bekam er eine neue Ameisengattung, wohl eine der wunderlichsten der Welt, die er «Myrmoteras», das ist «Ameisenwunder», benannte.

Zu Beginn des Jahres 1896 trat er auf dem Dampfer «Kanada» von Bordeaux aus eine Reise nach Kolumbien an. Mit einem kleinen Schiff, das noch mit Holz — alten ausgerissenen Baumwurzeln — geheizt wurde, fuhr man den Magdalenenstrom hinauf. Es war gerade Fasnacht, und der Kapitän und ein Matrose machten, mit Jaguarfellen bekleidet, allerlei Faxen. Da entdeckte er im Holzvorrat des Schiffes eine wunderbare neue Ameisenart, gerade bevor sie samt Nest verbrannt wurde. Er erlebte dort geradezu feenhafte und unvergessliche Tropennächte. Jedoch musste er um jene Zeit feststellen, dass seine Muskeln durch die jahrelange geistige Arbeit neben ungenügender körperlicher Bewegung ungemein geschwächt waren, sodass er keinen längeren Marsch in der Tropenhitze ertrug.

Im Urwald fanden sie einen uralten Indianer-

dessen Rücken aus beständig Ameisen mit seinem Schmetterlingnetz. Im Reiten fragte er seinen Führer, ob er für seine Maultiere keine Angst vor den Jaguaren hätte. Der lachte nur und antwortete stolz, dass die Jaguare sich vor seinen Maultieren fürchteten, wenn Forel jedoch wieder so schnarchen würde, wie er es die Nacht zuvor getan hätte, so ziehe das die Jaguare an.

Der Urwald war bezaubernd schön, doch hatte Forel unterwegs einen Unfall, litt unsägliche Schmerzen und setzte seinen Weg mit einem verbundenen Auge und einem Arm in der Schlinge fort. Sein Schwager stützte ihn beim Durchwaten der Flüsse, doch musste er einmal trotz seiner Schmerzen laut lachen, als er diesen plötzlich nackt, nur mit dem Tropenhelm auf dem Kopf und mit einem Schmetterlingsnetz in der Hand, durch ein Flussbett waten sah.

Auf dieser Reise fingen er und seine Begleiter an, an unerträglichem Juckreiz zu leiden. Dieser stammte von kleinen Milben her, den sogenannten Garapaten, die sich in ihrer Haut eingenistet hatten, und sie mussten sich gegenseitig im Adamskostüm und mit Hilfe feiner Insektenpinzetten von dieser Plage befreien.

Auf Jamaica, das sie im Vorübergehen besuchten, fand Forel die Fauna sehr interessant, namentlich fesselte ihn dort eine Art wunderschöner Baumeidechsen. Er besuchte auch die Irrenanstalten des Landes, deren Insassen aus Negern und Engländern bestanden. Die meisten Neger waren heiter-geisteskrank, die Engländer dagegen melancholisch-geisteskrank. Infolge von Syphilis, auf Jamaica sehr verbreitet, befanden sich in den Irrenanstalten aussergewöhnlich viele Fälle progressiver Paralyse. Viel Freude bereitete ihm die Bekanntschaft mit einem fast siebzigjährigen Gut-

arbeitete und behauptete, niemals das Gelbfieber bei Abstinenten gesehen zu haben.

Voll unauslöschlicher Eindrücke kehrte Forel nach Zürich zurück, wo sich inzwischen seine von ihm sehr geliebte Frau zum Muster einer verständnisvollen und liebenswerten Gefährtin entwickelt hatte, in derem bescheidenen Wesen eine rastlose Arbeitskraft sich mit künstlerischem Können verband. Man nannte sie nicht umsonst «la petite maman».

Ein sonderbarer Krankheitsfall muss hier noch kurz erwähnt werden: Eines Tages kam ein junger Herr zu Forel, zeigte ihm eine Nummer der «Frankfurter Zeitung», worin das rätselhafte Verschwinden eines Herrn aus Australien berichtet war, und sagte zu Forel: «Das muss ich sein, aber ich weiss nichts mehr davon.»

Es stellte sich dann heraus, dass es ein Fall des sogenannten doppelten Bewusstseins war. Der Mann hatte volle acht Monate seines Lebens, auch die Hin- und Rückreise nach Australien, vollständig vergessen. Es gelang Forel, den Mann im Laufe von mehreren Wochen von dieser seiner Amnesie zu heilen, sodass langsam alle Erinnerungen wieder zurückkamen.

Und dann kam die Zeit, wo Forel mit seinen wachsenden Aufgaben nicht mehr fertig werden konnte: Direktor der Heilanstalt, Professur, wissenschaftliche und praktische Weiterentwicklung des Hypnotismus, Abstinenzfrage, Guttemplerorden (er hatte bereits am 7. Januar 1892 in Zürich den ersten europäischen Guttemplerorden gegründet), Ameisen- und andere wissenschaftliche Arbeiten — das war für einen Menschen allein zuviel.

In der Anstalt selbst begann er die vielen Meyer, Kunz und Keller, die immer wieder kamen, miteinander zu verwechseln, hinzu kam, dass ein gewisser Drang nach Ruhe und Freiheit sich im-

faulenzen, sondern um gründlicher und freier arbeiten zu können. Und da er seit dem Jahre 1892 fast unausgesetzt in einer rastlosen Hetze gestanden hatte und bereits begann, sich recht abgespannt zu fühlen, entschloss er sich nach reiflicher Ueberlegung, als Direktor der Irrenanstalt zurückzutreten.

Die Zeit des Abschieds kam bald heran, aber trotz aller Arbeit jenes letzten Winters fand seine Frau noch Zeit, sein letztes Kolleg über Psychologie und Psychiatrie regelmässig zu besuchen.

In dem bestellten Eisenbahnwagen sollte seiner Ameisensammlung, die inzwischen sehr stark gewachsen war, ein Vorzugsplatz eingeräumt werden.

So bezog denn die Familie Forel einen leerstehenden Sommersitz in Chigny, das in waldiger Umgebung oberhalb Morges liegt, und alsobald begann Forel, sich dort im Radfahren zu üben. An gewissen Wochentagen hatte er Konsultationen. Seine Frau hatte grosse Freude am Garten und wurde bald eine vorzügliche Gärtnerin, während er sich begnügte, den Schnitt der Pfirsichbäume allmählich zu erlernen. Während des Wintersemesters hielt er in Lausanne einige Vorlesungen über Psychologie.

Bei diesem Leben in ländlicher Stille besserte sich sein Gesundheitszustand, das Ohrensausen jedoch blieb, und langsam und schwach steigerte sich seine Schwerhörigkeit. Er nahm auch leichtere Patienten als Pensionäre auf und gewann die Ueberzeugung, dass nicht nur die körperliche, sondern auch die intensive und begeisterte geistige Beschäftigung von vorzüglichem Heilerfolg ist.

Als er den Nordpolfahrer Fridtjof Nansen kennen lernte, benutzte er die Gelegenheit, ihn seine Abstinenz während der berühmten Nordpolfahrt bestätigen zu lassen. «Jawohl», sagte Fridtjof Nansen, «sonst wäre ich niemals wieder zurückgekom-

Albert Schweitzer, der grosse Denker und Menschenfreund, 75jährig

Handeln wir aus eigenem Antrieb und formen wir unsere stumme Dankbarkeit in eine handelnde. Dann wird die Welt mehr beglückende Freude, mehr Kräfte für das Gute finden. In unserer Zeit, da die Macht unter dem Deckmantel der Lüge drohender denn je die Welt beherrscht, bin ich nicht weniger davon überzeugt, dass die Wahrheit die Liebe, der Geist des Friedens, die Freundlichkeit und Güte die mächtigsten aller Kräfte sind. Ihnen wird die Welt gehören, vorausgesetzt, dass genügend Menschen in ihrer Seele den Geist der Barmherzigkeit, der Wahrheit, des Friedens und der Güte bewahren und sich in ihrem Dasein immer wieder mit Reinheit und Ausdauer für diese guten Kräfte einsetzen.

Jede Saat des Guten, die ein Mensch aussät in die Welt, wird eines Tages in den Herzen und Gedanken der andern Menschen zu keimen beginnen. Unser grosser Fehler ist es, die Durchsetzung des Guten nicht ernsthaft genug zu wünschen.

Es ist Albert Schweitzer, der grosse Menschenfreund und Urwalddoktor, der diese wahren Worte den Menschen ins Gedächtnis schrieb. Und wenn wir im Frauenblatt des nun 75jährigen voller Ehrfurcht und dankbarer Anerkennung gedenken, so tun wir es aus dem Bewusstsein heraus, dass in unserer zerrissenen Welt, Menschen wie Albert Schweitzer eine Kraftquelle für alles Gute und Aufbauende sein können und dass es nicht nebensächlich sein kann, einen Augenblick im Alltagsgetriebe zu rasten und nach innen zu horchen, um den Strom dieser positiven Lebensgeister im eigenen Herzen zu erkennen.

Tun wir einen Einblick in das bewegte Leben dieses grossen Meisters wahrer Lebenskunst und verweilen wir einen Augenblick an den Schwellen und Stufen bedeutender Ereignisse, die seine Kindheit und späteren Jahre durchziehen und mithalfen, seinen Willen zur absoluten Selbstaufopferung für den notleidenden Nächsten, zu stärken.

Albert Schweitzer ist im Jahr 1875 in Kaysersberg im Elsass zur Welt gekommen. Sechs Monate später wurde sein Vater, der als Pfarrherr amtete, nach Günsbach im Münstertal, berufen.

Albert Schweitzer schrieb von sich: «Ich war ein schwächliches Kind. Meine Mutter musste es sich gefallen lassen, von befreundeten Pfarrersfrauen die schlimmsten Bedenken über meine schwächliche Konstitution anzuhören. Man glaubte mich dem Tode geweiht, aber die gute Milch von des Nachbars Kuh und die ausgezeichnete Günsbacherluft wirkten Wunder an mir. Ich nahm zu und wurde ein kräftiger kleiner Knirps voller Lebensfreude.»

Die Aussicht, bald zur Schule gehen zu müssen, machte dem Kleinen kein besonderes Vergnügen. Auf dem ersten Schulgang, den er in Begleitung seines Vaters tat, vergoss er daher bittere Tränen.

Seine Kindheitserinnerungen sind durchzogen mit heiteren und ernsten Erlebnissen, die seinen Charakter formten. An ein Erlebnis erinnert er sich besonders stark. Wir wollen es hier wiedergeben. «Im Nachbardorfe wohnte ein Jude mit Namen Mauché. Er war Viehhändler und durchzog mit seinem Wagen und dem Esel das Dorf Günsbach. Für uns Günsbacher-Buben war das jedesmal eine grosse Freude; denn in unserem Dorfe gab es keine Juden und wir fanden sie doch so interessant.

So rannten wir denn hinter dem alten Manne her und schrieen aus Leibeskräften: «Mauché, Mauché» und verfolgten ihn bis zur Brücke ausserhalb des Dorfes. Mauché aber schritt gelassen neben seinem Esel her und hielt sein bartumrahmtes Gesicht gesenkt. Nur hin und wieder kehrte er sich nach uns um und auf seinem Gesicht stand ein verlegenes, nachsichtiges Lächeln. Dieses stille Lächeln war es, das mich ergriff und mir die Spottworte verstummen liess. Dieser Mauché hat mir eine unvergessliche Lektion erteilt. Er hat mich gelehrt, zu schweigen, wenn Spott und Hohn die Seele quälten. Von nun an grüsste ich ihn ehrerbietig und später, als ich ins Gymnasium ging, pflegte ich ihm die Hand zu geben und ein Stück Weges mit ihm zu ziehen. Mauché wird kaum geahnt haben, was er mir bedeutete.»

Der sensitive Junge hat manche kleine Episode während seiner Schulzeit mit starken seelischen Kämpfen ausfechten müssen. Da mass er eines Tages seine jugendliche Stärke mit den Kräften eines Schulkameraden und als er diesen besiegt auf dem Boden hatte, schrie der ihm zu: «Wenn ich auch solch' kräftige Suppe zu essen bekäme wie du, könnte ich mich mit Deiner Kraft messen!» — Dieser Kamerad gab ihm unmissverständlich zu wissen, was er längst schon geahnt hatte, dass man ihn nicht zu ihresgleichen zählte, dass man ihn als Herrensöhnchen betrachtete. Von diesem Tage an wollte ihm die Suppe im Elternhaus nicht mehr recht schmecken und er legte grossen Wert darauf, in der Kleidung möglichst nicht von seinen Kameraden abzustechen. Er hat deswegen manchen Tadel seiner beleidigten Mutter einstecken müssen. Doch alle diese Bestrebungen lohnten ihm die Kameraden keineswegs, er blieb für sie der Herrensohn.

Die Musik übte schon im frühen Kindheitsalter eine unwiderstehliche Macht auf Albert Schweitzer aus. Als er das erste Mal eine Blasmusik hörte, ist ihm fast schwindlig geworden vor Glückseligkeit. Sein Vater unterrichtete ihn in der Musik, als er noch nicht einmal zur Schule ging. Und als er später dann in der Schule sah, wie die Lehrerin den Gesang der Schulklasse nur mit einem Finger auf dem Klavier begleitete, da hat er sich selbst vor das Musikinstrument hingesetzt und die Lieder vollständig aus dem Gedächtnis begleitet. Es tat ihm allerdings leid, dass er mit seinem Talent die Lehrerin beschämte.

Dennoch war sein Musiklehrer später gar nicht zufrieden mit ihm. Albert Schweitzer konnte seine Gefühle vor dem Lehrer nicht derart in das Spiel legen, wie es hätte sein sollen und seine Musikvorträge waren wohl technische Meisterstücke, doch fehlte ihnen der seelische Mitklang. Der Musiklehrer stöhnte: «Albert Schweitzer ist noch mein Untergang. Es ist vergebene Mühe, ihm Gefühle beizubringen, wenn er keine hat.» Das hat der Schüler nicht ertragen können. Er überwand seine Hemmungen und war von nun an bestrebt, sein Bestes herzugeben. Ein freundschaftlicher Klaps auf die Schulter, verriet ihm die Zufriedenheit des Lehrers. Er wurde in der Folge in die Musik Beethovens und Bachs eingeführt und erhielt bald darauf die Erlaubnis, auf der grossen Orgel in Mülhausen zu üben. Diese grosse Liebe zum Orgelspiel hat Albert Schweitzer von seinem Grossvater mütterlicherseits geerbt. Mit neun Jahren durfte er bereits den Lehrer in Günsbach an der Orgel ersetzen und mit 16 Jahren war er stellvertretender Organist in Mülhausen. Zur selben Zeit begleitete er ein Requiem von Brahms für ein Konzert.

Das Erscheinen der ersten Fahrräder fiel in seine Gymnasialzeit. Man verspottete diese Leute, die auf grossen Rädern durch die Strassen flitzten und die Pferde erschreckten.

Albert Schweitzer hat sich durch Nachhilfestunden bei zurückgebliebenen Schülern das Geld für ein Fahrrad zusammengespart. Es kostete ihn ganze 230 Mark. E. B. H. (Fortsetzung folgt.)

Es ist besser eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.
ZÜRICH Unfall

Die Regenfrau

Eine Erzählung aus dem alten Livland von Hermynia Zur Mühlen

Ihre Hütte stand am Rand des grossen Föhrenwaldes, dort, wo die hohen, rissigen Stämme mit dem hellen Horizont verschwammen, eine braungraue Insel inmitten der unendlichen Felder.

In diesem heissen dürren Sommer kamen von überallher Menschen zu der Regenfrau gepilgert. Die Hütte glich einem Wallfahrtsort. Frauen mit bunten Kopftüchern brachten Geschenke, Kinder schritten in Scharen, gleich einer Barfüsserprozession, die staubende Landstrasse entlang, die zur Hütte führte, und sagten, dort angelangt, ihr Sprüchlein auf: «Der Vater schickt Brot und Eier und möchte wissen, wann es endlich regnen wird.» Alte Bauern mit verwitterten Gesichtern, die Augen voller Sorge wegen der verschmachtenden Felder, sassen auf der Holzbank vor der Hütte und wischten sich den Schweiss von der gefurchten Stirn. Und über allen diesen Menschen und Menschlein hing der unerbittliche Himmel, stählern blau, wolkenlos, böse, und die grellgelbe Sonne versengte alles Leben.

Die Regenfrau — nur ganz alte Leute wussten, dass sie einst Kaja geheissen — trat aus der Hütte, setzte sich auf den alten Mühlstein und betrachtete eine Weile stumm ihre Gäste. Sie war sehr klein und alles an ihr hatte eine graue Farbe. Das immer noch dichte Haar; das schmale Gesicht mit dem spitzen Kinn, die glänzenden Augen; und auch der Rock und der Kittel, die sie trug, waren grau.

Das Reden und Flüstern verstummte, alle Augen hingen ehrfurchtsvoll an der mageren kleinen Gestalt. Die Regenfrau winkte die Menschen zu sich. Sie standen vor ihr wie vor einer Königin; wäre sie nicht eine estnische Bäuerin gewesen, man hätte sagen können: sie hielt Cercle.

Durch die schwüle, schwere Luft tönten gedämpfte Klagen:

«Der Bach ist ausgetrocknet. Das Vieh muss meilenweit gehen, um Wasser zu finden.»

«Die Aehren rieseln aus.»

«Der Hafer ist verdorrt.»

«Gestern nacht hat der grosse Wald zu brennen angefangen. Der Rauch ist bis zu uns gedrungen.»

Und dann, wie ein Kehrreim, immer die gleiche Frage:

«Wann wird es regnen?»

Die Regenfrau lauschte stumm den Klagen und der ewig wiederkehrenden Frage. Sie nahm stumm die Geschenke entgegen und ging in die Hütte zurück.

«Jetzt», flüsterte eine Kinderstimme, «befragt sie ihren Gott.»

Eine Bäuerin nickte.

«Ja. Und wenn sie sagt, dass es regnen wird, so regnet es. Sie hat sich noch nie geirrt.»

«Sie macht selbst den Regen», sagte ein junges Mädchen scheu.

Ein alter Bauer schüttelte den Kopf.

«Nein. Aber ihr Gott sagt es ihr. Ich war vor drei Tagen hier, und sie hat den Kopf geschüttelt. ‚Nein', hat sie gesagt, ‚heute nicht und auch morgen nicht.' Und sie hat recht gehabt.»

«In der Kammer hinter der Küche», flüsterte abermals das junge Mädchen, «hält sie ihren Gott verborgen. Niemand darf dort hinein. Ich möchte es auch gar nicht. Wer weiss, wie schauerlich dieser Gott ist.»

«Ich muss ihr immer Blumen bringen», warf eine helle Kinderstimme ein. «Die opfert sie ihrem Gott. Selbst im Winter verlangt sie Tannenzweige und Stechpalmen, um seinen Altar zu schmücken.»

«Wenn ich bedenke», meinte eine uralte Frau, «dass sie einmal ein junges Mädchen war, wie wir alle! Nur viel schöner. Und dann ist der Fremde aus der Stadt gekommen, der immer mit seinen Instrumenten herumgegangen ist und alles gemessen hat.»

Ein alter Bauer nickte.

«Ja, ich erinnere mich. Damals ist sie für ein Jahr verschwunden. Und als sie wieder kam, war sie ganz anders als wir. Es war in jenem Jahr eine furchtbare Dürre. Genau wie jetzt. Alles ging zugrunde. Und eines Abends, als wir klagten und jammerten, trat sie zu uns — damals lebte sie noch im Dorf — und sagte: ‚Heute nacht oder morgen früh kommt der Regen.' Und wirklich brach in der Nacht ein furchtbares Gewitter aus. Es regnete drei Tage und drei Nächte und ein Teil der Ernte war gerettet.»

Aus der Hütte drang eintöniger Gesang herüber und dann ein leiser Pochlaut, als ob harte Finger gegen etwas klopften.

«Sie spricht mit ihrem Gott», flüsterte angstvoll ein Kind.

Im Türrahmen erschien die magere kleine Gestalt. Die Regenfrau blickte ernst auf die Menschen, die den Atem anhielten.

«Freut euch», erklärte sie. «Bis morgen früh kommt Regen.»

«Bestimmt?», fragte ungläubig eine junge Bäuerin und blickte zum klaren Himmel auf. «Man sieht ja nicht das kleinste Wölkchen.»

Die Regenfrau runzelte die Stirn.

«Ich habe mich noch nie geirrt», erwiderte sie rügend. «Geht heim. Es wird regnen.»

Sie neigte den Kopf, hoheitsvoll, wie es einer Seherin ziemt, und verschwand im Dunkel der Hütte.

Die junge Bäuerin starrte noch immer zum Himmel empor.

«Kein einziges Wölkchen», sagte sie. «Wie gestern, wie vorgestern, wie seit drei Wochen in diesem furchtbaren Sommer. Ich kann es nicht glauben.»

«Schweig», entgegnete die uralte Bäuerin. «Sie hat immer recht. Ihr Gott gibt ihr ein Zeichen, und dann weiss sie alles.»

Die Menschen traten den Heimweg an. Feiner grauer Staub wirbelte unter ihren Füssen auf und hüllte sie ein. An beiden Seiten der Landstrasse lagen verdurstend, dem Tode nahe, die unendlichen Felder. Und der stählern blaue Himmel sandte böse Hitze nieder. Aber die Schritte der Menschen waren leicht und ihre Gesichter hell: sie wussten, dass der ersehnte Regen wirklich kommen würde. Noch heute nacht.

Er kam. Plötzlich, gegen Abend, wurde der Himmel dunkel. Riesige Wolken verschlangen das Blau. Ein starker Wind erhob sich. In der Ferne zuckten Blitze nieder, und dann — endlich, endlich! — begann der Regen zu rauschen, als wäre oben am Himmel ein ungeheurer Damm gebrochen, und alle Wasser der Welt würden auf die Erde niederstürzen. Die fahlgelbe Erde färbte sich schwarz, die Felder tranken gierig den Regen, der ausgetrocknete kleine Bach füllte sich mit gischtenden weissen Wellen, und von müden, bekümmerten Herzen rollte der erdrückende Stein der Sorge, den die Dürre auf sie gewälzt hatte.

Am Rande des Föhrenwaldes stand, mit dem grauen Horizont verschwimmend, die Hütte der Regenfrau. Durch das Kammerfenster leuchtete ein blasser Lichtschein: das Oellämpchen, das Tag und Nacht vor dem geheimnisvollen Gott brannte, den ausser der Regenfrau keiner der Menschen in der Umgebung je gesehen hatte.

Noch vier Jahre lang weissagte die Regenfrau Regen und Sonnenschein, noch vier Jahre lang pilgerten die Menschen aus Dörfern und Gehöften zu ihr. Dann starb sie. Ihr Tod war ebenso geheimnisvoll, wie ihr Leben gewesen war. Niemand wusste, wann sie starb. Ein zum Markt fahrender Bauer sah die magere kleine Gestalt auf der Türschwelle liegen, stieg vom Wagen, trat zu ihr, wollte sie aufrichten und erkannte entsetzt, dass er eine Tote in den Armen hielt.

Durch das Kammerfenster glänzte zitternd das Oellicht. Der Bauer band sein Pferd an einen Baum. Nun war die Hütte verwaist, nun konnte ein jeder sie betreten. Und jetzt konnte er den Gott sehen, der die Jungfrau mächtiger und weiser gemacht hatte, als alle andern Menschen.

Der Bauer drückte sich an der Toten vorüber und betrat die Kammer, die seit sechzig Jahren ausser der Regenfrau kein Mensch betreten hatte.

An der Wand hing das verblasste Bild eines städtisch gekleideten jungen Mannes, und über dem Bild, eingerahmt von vertrockneten Kränzen und Blumen, ein fremder Gegenstand, wie ihn der Bauer noch nie gesehen hatte. Das rote Licht des Oellämpchens warf einen rosigen Schein auf das Glas. Der Bauer nahm den Hut ab. Er war ein gläubiger Protestant, wie alle in dieser Gegend, aber man konnte ja doch nicht wissen, ob es nicht auch noch andere Götter gab, und seine Felder standen in diesem Jahr so schön. Es wäre zu gefährlich, den Zorn eines fremden Gottes auf sie zu lenken.

So stand er in der stummen Hütte und blickte halb andächtig, halb angstvoll auf das grosse Barometer, das der junge Feldmesser vor mehr als sechzig Jahren dem jungen Bauernmädchen geschenkt hatte, der schönen Kaja, aus der nach dem Abschied vom Geliebten die Seherin der Dörfer und Gehöfte, die graue Regenfrau, geworden war.

Wer ungenügend frühstückt, zehrt den ganzen Vormittag von seinen Kraftreserven.
Ovomaltine zum Frühstück ist die Grundlage für eine tüchtige Tagesleistung.
Dr. A. Wander A.-G., Bern

Von Chigny aus reiste er zu einem Antialkoholkongress nach Wien, wo Versammlungen stattfanden, die von mehr als dreitausend Personen besucht wurden und vor dreihundert Frauen hielt er einen Vortrag, nach welchem sogleich ein abstinenter Frauenverein ins Leben gerufen wurde. Auch in Budapest — viele Herren in Frack und Glacéhandschuhen erwarteten ihn dort — hatte er Vorträge zu halten mit dem Resultat, dass auch dort eine Guttemplerloge, die erste Ungarns, gegründet wurde.

In der Schweiz allein hatte er einst in der Zeit von drei Wochen 19 Reden in verschiedenen Ortschaften zu halten, meistens über die Alkoholfrage, und schrieb in jener Zeit noch ein Buch über die Hygiene der Nerven und des Geistes.

Als Mitglied der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung erhielt er aus Russland eine Einladung zum Kongress in Petersburg, es war im Jahre 1902. Das Ehepaar Forel besuchte bei dieser Gelegenheit die damals und fast immer schrecklich überfüllte Nicolas-Irrenanstalt, wo die Zwangsmittel noch florierten und wo ein Tuch quer über den innern Hofraum gespannt war, zum Auffangen sich etwa herabstürzender Kranker. Auch durch eine luxuriös ausgestattete Irrenanstalt führte man ihn, und in die von eintönigen nordischen Wäldern umgebene Residenz Peterhof, wo die Gemächer des Zaren besichtigt wurden und wo Forel nachts um ein Uhr von einem Diener geweckt wurde, um eine Gastmalseinladung zu unterzeichnen. Mit einem Extrazug fuhr man nach Moskau und bewunderte die bunten Kirchen dort, den Kremi-Palast mit dem wunderschönen Elfenbeinadler darin, ein Geschenk Japans für Russland. Fürst Galizin, der Bürgermeister von Moskau, empfing sie grossartig.

Im Gefängnis zu Moskau befanden sich damals 970 Gefangene, wovon ca. 900 Alkoholiker waren. Sie besuchten ebenfalls ein sogenanntes Transportgefängnis für ganz Russland, mit tausend Gefangenen, neunzig Prozent davon waren Mörder. Nach Sibirien kamen damals jährlich zehntausend bis fünfzehntausend Gefangene, meistens Mörder, darunter auch viele Frauen, die ihre Ehemänner ermordet hatten. Alle hatten Ketten an den Füssen.

In Wien besuchte Forel auf der Rückreise noch seinen alten Freund, den «Ameisen-Mayr», und reiste dann über Graz in die Schweiz zurück.

Hier erhielt er eines Tages den Besuch des berühmten englischen Bergsteigers Eduard Whymper — er war der erste Besteiger des Matterhorns — der ihm eine Schachtel voll Ameisen aus dem Rocky Mountains Amerikas mitbrachte. Dieser Herr Whymper war überhaupt ein origineller Mensch. Er pflegte trotz seines Alters täglich etwa sechzig Kilometer in gemessenen Schritten zurückzulegen, angeblich zur Erhaltung seiner Muskelstärke.

Mit einem Nachbarn, dem berühmten Pianisten Paderewski, der einst Präsident von Polen war, hatten sie bei Anlass der Behandlung einer Kranken gute Bekanntschaft geschlossen. Er lud die Forels eines Abends zu sich ein und spielte ihnen eine seiner damals noch nicht veröffentlichten Kompositionen vor.

(Fortsetzung folgt)

Ausstellung der Schweizer Künstlerinnen in Schaffhausen

Im Museum zu Allerheiligen in Schaffhausen ist vom 19. Februar bis 26. März eine Ausstellung der Gesellschaft schweizerischer Malerinnen, Bildhauerinnen und Kunstgewerblerinnen zu sehen. Den Veranstalterinnen kam es offenbar darauf an, möglichst vielen Mitgliedern und Kandidatinnen der Vereinigung Gelegenheit zu geben, an die Oeffentlichkeit zu treten, denn der Katalog umfasst eine aussergewöhnliche Fülle von Künstlernamen und Werkangaben. Diese Auswahl bietet ihre Vor- und Nachteile. Eine Gesamtausstellung solcher Art verschafft einen guten Einblick in das weibliche Kunstschaffen der Schweiz in der Gegenwart, gleichzeitig stellt sie aber auch hohe Anforderungen an den Betrachter. Trotz der Bemühungen der Aussteller, die verschiedenartigen Talente einerseits zu gruppieren und andrerseits keine ermüdende Aufreihung der Kunstwerke herbeizuführen, wird der Gang durch die Räume erschwert durch die Notwendigkeit, sich ständig umstellen und anpassen zu müssen an die Eigenarten der rasch wechselnden Künstlererscheinungen.

Erwähnenswert ist das Vorhandensein von Originalität auf allen drei Schaffensgebieten. Herkömmliche Bahnen werden erfreulicherweise verlassen und neue Wege werden betreten, so dass wir den Eindruck einer lebendigen, sich wandelnden künstlerischen Betätigung in der Schweiz erhalten. Sowohl in der Themenwahl als auch in der geistigen und formalen Gestaltung gehen diese Künstlerinnen erstaunlich selbständig zu Werke. Nicht selten ist die Neigung zu abstrakter Kunst. Viele Malerinnen verwenden besondere Sorgfalt auf die kompositionelle Anlage ihrer Bilder und auf die Wahl des Bildausschnittes. Eine männlich-straffe Pinselführung, die auf die Angabe von Beiwerk verzichtet, steht oft im Gegensatz zum Verlangen einzelner Künstlerinnen nach detaillierter Schilderung. Eine vielschichtige Skala weiblicher Gemütsarten wird hier offenbar. Oft besitzt ein Saal eine heitere, fröhliche Note, dann wieder lastet eine ernste, düstere Stimmung über einem Kabinett. Es wechselt auch die farbige Grundhaltung in den einzelnen Räumen. Ebenso vielfältig ist der Themenkreis. Im Bereich des Porträts macht sich die weibliche Sensibilität besonders spürbar. Das Kinderbildnis kommt aufs schönste zur Geltung, und in verschiedenen Selbstbildnissen geben sich die Künstlerinnen Rechenschaft über ihre Persönlichkeit und deren Beziehung zur Umwelt.

Auch in der Plastik fallen einzelne Bildnisdarstellungen auf, die in dieser Fülle von Kunstwerken den Betrachter fesseln und einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Im zweiten Saal nach der Eingangspforte findet sich eine ganze Gruppe von Proben der Bildhauerei, die für interessante Vergleichsmöglichkeiten Gelegenheit bietet. Die übrigen plastischen Arbeiten wurden in den Sälen der Malerei oder in den Vitrinen des Kunstgewerbes untergebracht. Auch hier ist verschiedenen Werken ein Zug der Originalität und Selbständigkeit eigen. Auf einzelnen Grossplastiken spielen schöne Lichteffekte. Auch das Gruppenbild tritt in Erscheinung, und als Auftakt zur Ausstellung empfängt den Besucher ein hübsches Relief an der Wand des Treppenhauses.

Grosse Freude bereitet das Studium der kunstgewerblichen Abteilung. Auch hier eine überraschende Vielfalt der Techniken und Kunstgewerkszweige. Sowohl die Textilkunst als die Metallarbeit, Keramik, Glasarbeit und Buchbinderei sind vertreten. Unter den Wandbehängen sind die verschiedensten Beispiele künstlerischer Gestaltungsweise anzutreffen. Der Batikdruck erfährt eine erfreuliche Wiederbelebung. Die vielen Webereien enthalten oft reizende, neuartige Dessins. Entzückend sind Stofftiere und Stoffpuppen sowie Kuriositäten, mit der Schere und Nadel verfertigt. Die ausgestellten Schmucksachen erinnern an edles Geschmeide vergangener Epochen oder entspringen einer modernen Formenwelt. Unter den Erzeugnissen der Keramik überragen hellgrundige, formschöne Stücke.

Dieser Schau weiblichen Kunstfleisses ist ein reger Zuspruch zu wünschen. m. o.

«Chapeaux d'hier et aujourd'hui» im Kunstgewerbemuseum Zürich

Motto aus Kindermund:

«Nicht wahr Mutter, man kann auf den Kopf setzen was man will, und dann ist es immer ein Hut!»

El. St. Diese Ausstellung hat einen ganz besonderen, man darf wohl sagen, ausgesprochen französischen Charme, und wer vor dem 12. März noch Gelegenheit hat, sie zu besuchen, der soll sich diese vergnügliche, entspannende Stunde gönnen.

Entspannend ist sie, weil einmal — gottlob — keine Tabellen, keine Zahlen, keine Wissenschaft in den Kopf hineingedrückt werden muss, man darf nur schauen, geniessen, sich belustigen, alte, erwachende Erinnerungen an die Zeiten seiner Mütter und Grossmütter — d. h. so man selber dazu alt genug ist — wachrufen, und oft herzlich lachen.

Diese fröhliche Ausstellung ist ermöglicht worden durch das freundliche Entgegenkommen französischer Instanzen; so vor allem durch Herrn François Boucher, délégué général de l'Union Française des arts du costume. Im Sommer 1949 wurde diese Schau zum Teil in Paris im Musé Carnavalet gezeigt und die ganze schon bestehende Sammlung bildet den Grundstock eines projektierten zukünftigen Museums für Kostümkunde. Zürich kann sich also dazu gratulieren, diese Sammlung während einiger Wochen geniessen zu können.

Die Anordnung der Sammlungen ermöglicht einen Spaziergang durch das vorletzte und letzte Jahrhundert — bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Allgemein muss gesagt werden, dass der Hut in der eleganten Welt wohl von jeher als integrierender Bestandteil einer eleganten Toilette, eine grosse Rolle gespielt hat, und oft zu einem eigentlichen «Luxusmöbel» aufgebauscht worden ist. Spielt im 18. Jahrhundert eine Art zukkerstockförmiger Hut, eine einfachere Bergère, ein Dreispitz, eine Rolle, so bringt das Premier Empire schon ausschweifendere, elegantere Formen und Garnituren. Hohe röhrenartige «Güpfe», d. h. Köpfe, mit breiteren oder schmaleren Federn, Schleifen, reichlichen Blumen — und dann zum Kontrast einen riesigen, ganz einfachen Strohhut aus der Revolutionszeit nur mit einem schlichten, farbigen Band garniert. Neben den ausgesprochenen Toiletten-hüten findet man ab und zu einen schlichteren Strohhut, eine Art capôte, wohl wenn die elegante Frau ihren gepflegten Teint schützen musste, um im Garten ein paar Rosen zu schneiden!

Auch das zweite Kaiserreich, 1868—1870, schwelgt noch in einer luxuriösen Ueppigkeit von Formen und Farben, von teilweise entzückend fein gearbeiteten Blumengarnituren, buntesten Federn, um dann über einige Turbane, einfachere, wohl für Amazonen gedachte Filz- und Samthüte über die Zeit eines Louis Philippe, 1843—1849, in eine ausgesprochen hässliche Epoche in den achtziger- und neunziger Jahren überzugehen: Schwerfällige Formen, überladene Garnituren, unmögliche Farbenzusammenstellungen.

Vorher möchten aber noch einige wunderschöne Kleider aus der Sammlung der Madame E. de Galea erwähnt werden, ein rostbraunes Taffetkleid mit assortiertem Hut und kleinem Sonnenschirm — wie ihn die Damen zum Kutschenfahren vor allem benutzten — dann eine stark himmelblaue Toilette, reich mit weisser Stickerei geschmückt — ebenfalls mit Schirm und Hut aus reichen Spitzen und Blumen komplettiert.

Umso ernüchternder wirken nachher die Produkte der fleissigen Modistinnen in den letzten Jahrzehnten, was natürlich mit der ganzen Entwicklung der Frauenkleidung, die sich den Bedürfnissen der arbeitenden Frau anpassen musste, zusammenhängt. Es ist eine Zeit des Suchens — einmal klein, verkrüppelt die Form, überladen der Schmuck, dann wieder wahre Dächer von Hüten, auf denen eine halbe Straussenfarm oder ein ganzer Hühnerhof, oder eine tropische Volière angebracht ist als Garnitur. Dann wieder die kleinen, einfachen Gebilde der beiden Kriegsepochen mit ihrem Materialmangel und heute wieder das Suchen nach etwas, das dem Rhythmus der Zeit, und den Möglichkeiten der meisten weiblichen Portemonnaies entsprechen und doch gefällig wirken kann. Dies sind dann alles schweizerische Schöpfungen.

Sehr schöne, ja wahre Kunstwerke stellen die Strohindustrie Wohlen aus, und es ist zu hoffen, dass die Frauen, die sich heute etwas Eleganteres als nur einen einfachen «Trotteur» leisten können, auch ab und zu etwas von diesen kleinen Kunstwerken auf ihre Hüte, Hütchen, oder Bérets heften lassen.

Die ganze Schau gibt einen fast erschütternden Begriff davon, wie sehr unsere ganze Kleidung — von der Herrenkleidung gar nicht zu reden — an Form und Farbe, an Schönheitsfreudigkeit verarmt ist, wie alles immer mehr nüchtern, einfach, rationell sein muss. Aber damals, als der «new look» die eleganteren Formen von der Kleiderzunft propagiert wurden — damals hat es sich doch deutlich erwiesen, dass die Frauen von heute aus diesen Formen herausgewachsen, dass ihre Bedürfnisse andere geworden sind. Und sogar in einer festlich geputzten, lang- und weitberockten Gesellschaft hat man oft das Gefühl, dass die wenigsten von uns einer solchen Eleganz durch die entsprechende Haltung, die dazu gehörenden Bewegungen den nötigen Ausdruck zu geben vermögen. Tempi passati!

In ZÜRICH Hotel AUGUSTINERHOF St. Peterstrasse 8 Tel. (051) 25 77 22
In DAVOS-PLATZ Hotel RÄTIA 2 Min. vom Bahnhof Tel. (083) 3 60 21
GEPFLEGTE ALKOHOLFREIE HOTEL-RESTAURANTS
an zentraler Lage. Gut eingerichtete Zimmer und behagliche Aufenthaltsräume. Jahresbetriebe
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Lyceum-Club Zürich

In den beiden ersten Monaten des neuen Jahres kam die Musik nur zweimal zu Wort. Alle anderen Montage hielten die literarische, die soziale und die Kunstsektion mit bedeutsamen Vorträgen besetzt. (Unter anderem bot Regina Ullmann überzeugende Einblicke in ihr dichterisches Werk.) Den ersten der musikalischen Anlässe bestritt die Sängerin Bettina Brahn, begleitet von der erfahrenen Pianistin Marianne Wreschner. Man hörte Arien von Händel und Mozart sowie vier «Ariettes oubliées» von Debussy. Die schöne warme, wohlgeschulte Stimme in Verbindung mit sicherem, beseeltem Vortrag machte das Auftreten Bettina Brahns zu einem künstlerischen Genuss. Marianne Wreschner fügte sich mit ihren Solostücken, dem a-moll-Rondo von Mozart und einem Impromptu von G. Fauré geschmackvoll in das Programm ein. Wenn ich hier unsere Richard-Strauss-Feier erwähne, obwohl ich selbst mitgewirkt habe, so verschanze ich mich hinter einem «Komiteebeschluss», welcher sich seinerseits auf das allgemeine Urteil des zahlreich erschienenen Publikums stützt, welches lautet: ein ungemein einheitlicher Abend! (Ich werde aber von mir in der dritten Person sprechen.) Anna Roner leitete die Feier ein mit Rückblicken auf Selbsterlebtes: das erste Auftauchen von Richard Straussens Werken und Persönlichkeit, sowohl im Ausland (Frankfurt am Main) als in Zürich. Beides vollzog sich fast parallel als Nachspiel zur Brahmsgedenkfeier (Brahms war im Mai des Jahres gestorben). Erst nachdem sie die Höhepunkte des Strauss'schen Schaffens, die grossen sinfonischen Dichtungen, die Opern, gestreift hatte, wobei es nicht ohne humoristische Spritzer abging, kam sie auf des Meisters Frühzeit zu sprechen, deren zahlreiche, manches Köstliche bergende Werke heute, man darf sagen: totgeschwiegen werden. Viele Lieder und Kammermusikwerke harren ihrer Auferstehung. Was das Lyceum dazu tun konnte, geschah nun. Gaby Ulrich-Karcher hatte zwei Gruppen von Gesängen zusammengestellt und gestaltete jedes einzelne Lied, unterstützt von ihrer trefflichen Begleiterin Annette Ganz-Oswald zu einer Art sinfonischer Dichtung kleinsten Formats. Gaby Ulrichs Sopran ist jeder technischen Zumutung gewachsen und überwindet sie, ohne ihren bezaubernden Wohlklang einzubüssen. Zwischen die Liedergruppen war das Adagio aus der Sonate für Violoncello und Klavier op. 6 gestellt. Der grundmusikalischen und einfühligen Cellistin Marianne Schlatter-Froehner war die Cellostimme anvertraut. Ihr und Anna Roners Spiel war ein gläubiges Bekenntnis zu Richard Strauss.

Anna Roner.

Kleine Rundschau

Sanitätsfahrerinnen erwünscht!

Im vergangenen Aktivdienst und lange nachher noch bei der Betreuung der Flüchtlinge standen Sanitätsfahrerinnen im Dienste. Ihre Arbeit war gut und notwendig und die Armee rechnet auch weiterhin auf die Mitarbeit gut geschulter Fahrerinnen. Die Neuorganisation des FHD ordnet die Stellung der Fahrerinnen, ihre Ausbildung, ihre Arbeit. Geeignete Kräfte können zu Stellungen mit Unteroffiziers- und Offiziersrang aufrücken; praktische und kleidsame Uniform, sowie die weitere nötige Ausrüstung wird zur Verfügung gestellt. Wer im Besitz eines kantonalen Führerscheines ist und im Alter zwischen 20 und 40 Jahren steht, kann dem Motorwagenhilfsdienst zugeteilt werden. Weitere Auskünfte und Anmeldescheine vermittelt die «Dienststelle Frauenhilfsdienst», Bern. E. B.

Die Schweizer Missionsärztin

Dr. med. Bertha Hardegger ist eine seltene Ehrung zuteil geworden: Sie wurde vom englischen König zum Membre of British Empire (M. B.) ernannt in Anerkennung ihrer ganz ausserordentlichen Dienste als Missionsärztin in der britischen Kronkolonie Basutoland. Frau Dr. Hardegger leitet seit 14 Jahren das Paray-Spital in Thaba Tseka, das dank ihrer Tüchtigkeit und Hingabe ein Zentrum der Hilfe für die Eingeborenen geworden ist. Vor ihrer Ausreise hat Dr. Hardegger in ihrer Heimat im Obertoggenburg praktiziert. E. B.

„Das Beste?" nein!! – Nur Pic-Fein!

Die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit

welche in vielen Ländern der Welt Sektionen und Mitglieder aufweist, sandte an den Generalsekretär der UNO, Herrn Trygve Lie, nachfolgenden Vorschlag: Angesichts der Angst aller Völker vor einem nahenden Krieg und allgemeiner Zerstörung durch immer schrecklicher wirkende Waffen, soll sobald als möglich eine Ausserordentliche Konferenz der Mitgliedstaaten der UNO einberufen werden, welche über einen zweijährigen Rüstungsstillstand zu beraten und Beschluss zu fassen hat. Während diesen zwei Jahren könnten Vorschläge und Vereinbarungen ausgearbeitet werden zu einer stufenweisen Reduktion der Waffenbestände als ersten Schritt zu einem dauernden Frieden. An Stelle der nationalen Armeen müsste eine internationale Polizeimacht treten, die unter einem internationalen Gesetz und unter der Aufsicht der UNO stehen würde.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistrasse 26. **Montag, 13. März, 17 Uhr.** «Schweizerische Filmfragen», Vortrag mit Filmvorführungen von Dr. Heinrich Fueter. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Radiosendungen für die Frauen

«Wir und die andern» lautet der Titel der Frauensendung, die Montag, den 13. März um 14.00 Uhr Berichte aus dem In- und Ausland vermittelt. «Wie und was kocht man für Magenkranke?» und andere interessante Hinweise vermittelt Donnerstag, den 16. März um 14.00 Uhr «Notiers und probiers», während Freitag, den 17. März um 14.00 Uhr die Frauenstunde zum Gedenken an den 10. Todestag der Schriftstellerin Selma Lagerlöf gestaltet wird. Dr. Esther Odermatt wird der Dichterin «Leben und Werk» beleuchten und hernach vernimmt man einige Stellen aus der «Rede an die Frauen».

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Ambrosia
das beliebte Speiseöl und Kochfett

WELTI-FURRER
Möbeltransporte
in der Stadt über Land ins Ausland und nach Übersee
Möbellagerhäuser
23.76.15

Erfolg durch Inserate

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstrasse 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstrasse 212 Tel. 24 57 44
Forchstrasse 37 Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE 50 ANS

Alles was sauber sein und glänzen soll...
kann mühelos und leicht mit PON gereinigt werden, denn es löst Schmutz und Fett im Augenblick und gibt den Dingen neuen Glanz und leuchtende Frische. Fensterscheiben, Badewannen, Plättliböden, Türen, Wände, Kinderwagen, Teppiche - alles wird wieder blendend rein und sauber, auf einfachste Weise, ohne viel Arbeit, ohne die Hände anzugreifen.
PON
Die Grosspackung: Fr. 1.95 reicht zum 160x Abwaschen oder für 120 Klein- und Feinwäschen.
In Küche und Haus einfach herrlich!
SEIFENFABRIK HOCHDORF

Beautyschmuck Schleier u. Kränze Vasen Blumen
J. FRIEDR. GUBSER
ZÜRICH 1 / PETERSTR. 20 / TEL. 23 60 70

MÖRGELI
Vergolden u. Einrahmen
ZÜRICH SCHIPFE 5 TEL. 23 31 07

Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE VORHÄNGE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30

Giger-Kaffee
ist
Qualitäts-Kaffee
HANS GIGER & CO.
BERN
Lebensmittel-Großimport
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35

E. GUGOLZ-MEYER
Bäckerei-Konditorei
Zürich 10, Nordstrasse 151, Tel. 26 24 03
Prompte Bedienung ins Haus

W. FREY & CO., ZÜRICH
Telephon 23 86 75
Konserven, Kolonialwaren, Frischobst
Gemüse und Südfrüchte en gros
Lenzburger Konserven
Birds Eye-Tiefkühlprodukte

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Rüegg-Nagelt

Das saisonmässige Sortiment aller Frischgemüse sowie Kartoffeln
finden Sie in guten Qualitäten und zu vorteilhaften Preisen bei der
Verkaufszentrale VZG
der Gemüseproduzenten-Vereinigung des Kantons Zürich und benachbarter Gebiete
Zürich 5 / Quellenstraße 2 Tel. 23 17 82
Zuverlässige Bedienung frei ins Haus